



## **Sommerabendgottesdienste „Lieblingslektüre“ am St. Peter**

**Predigt zu Jonas Lüscher: Frühling der Barbaren – Mk 12, 46-52**

**31. Juli 2022**

**von Prof. Reiner Anselm, München**

Liebe Gemeinde am St. Peter,

eine Novelle, die davon handelt, wie nahe Luxus und Verrohung, Zivilisation und Barbarei beieinander liegen, als Lieblingsbuch? Nun, Bücher können eine Gegenwelt erzeugen, können uns von dem träumen lassen, was wir uns sehnlich wünschen und doch nicht erreichen können. Sie führen weg aus unserer Wirklichkeit und entführen uns in andere Kontexte. Bücher können aber auch neue Blicke eröffnen auf unsere Welt, auf das, was wir erfahren. Irritierende, verstörende Perspektiven, aber auch öffnende, weiterführende Sichtweisen. Sie nehmen uns aus unserem Alltag heraus und bringen uns mit neuen Einsichten zurück. Genau das finde ich an Jonas Lüscher's „Frühling der Barbaren“ so gut gelungen, dass ich es als „Lieblingsbuch“ zusammen mit meinen Gedanken dazu Ihnen hier in diesem Gottesdienst vorstellen möchte. „Frühling der Barbaren“ liefert beides: Das Buch nimmt uns aus unserer Lebenswirklichkeit heraus, aber es bleibt nicht bei einer utopischen, eigentlich eher in ihrem Schauer dystopischen Gegenwelt stehen. Auch wenn die Figuren, die Handlung, die Szenerie etwas grotesk-überzeichnetes haben, nötigt uns Jonas Lüscher regelrecht, immer wieder Bezüge zu unserem eigenen Erleben herzustellen, zu uns selbst, aber auch zu der Kultur, deren Teil wir sind. Ich mag solche Literatur, sie ist bereichernd, weil sie irritiert. Und auch wenn es ein gewagter Vergleich ist: genau das mag ich auch an der Bibel. Hier ist vieles noch ferner als in Jonas Lüscher's Novelle, aber auch die biblischen Geschichten und Voten zwingen mich immer wieder dazu, meine Welt, mein Erleben infrage zu stellen. Manches ist überzeichnet, manches befremdend – aber eine Lektüre, ein Vers, eine Passage der Bibel erschließt mir immer wieder neue Perspektiven auf den Alltag.

Doch um was geht es nun eigentlich im „Frühling der Barbaren“? Die Novelle entführt uns zunächst in ein vertraut anmutendes literarisches Szenario: Zwei

Patienten einer psychiatrischen Klinik führen während eines Spaziergangs auf dem Gelände der Einrichtung ein Gespräch miteinander. Was zunächst als Reverenz eines jungen Schweizer Autors an Friedrich Dürrenmatt und seine „Physiker“ erscheint und für die Haupthandlung vermeintlich belanglos ist, erschließt sich im weiteren Verlauf als bittere Groteske: Mitteleuropa, die Schweiz als geschlossene Anstalt, therapiebedürftig, auch wenn es die Patienten wie der Protagonist der Novelle leugnen. Preising, unerwartet und wider Willen Erbe einer Fabrik für Radiotechnik geworden, wird von Jonas Lüscher, ganz im Stil Dürrenmatts, über den Namen charakterisiert: Preise bestimmen das Leben – und wer den Preis als Fabrikant drücken kann, der kann den eigenen Profit maximieren. Ebenso sprechend ist dann der Name seiner Firma: Prixxing. Während ihr Erbe Preising eigentlich nur dem Verfall des elterlichen Rundfunktechnik-Betrieb hätte zusehen können, wird diese durch einen Secondo, einen bosnisch-stämmigen genialen Ingenieur gerettet. Dessen Idee verhilft Preising zu neuem und ungeahntem Wohlstand, er gefällt sich in der Rolle des Seniors, während der Ingenieur die Geschäfte führt. Letztlich scheint ihm all dies jedoch nicht gut bekommen zu sein, jedenfalls wird er von eben jenem Ingenieur in die Klinik eingewiesen. Dort auf den Spaziergang als einziger Möglichkeit der Ablenkung verwiesen, gibt sich Preising als der generöse Weltverstehrer, der dem Erzähler, einem depressiven Mitpatienten, vermitteln möchte, wie die Welt zu sehen ist. Um das zu erläutern, erzählt Preising von einer durch den Geschäftsführer seiner Firma eingefädelten Urlaubsreise nach Tunesien, wo das KMU Prixxing günstig und unter Ausnützung von Kinderarbeit produzieren lässt. Dort soll Preising auf Einladung seines dortigen Subunternehmers, einem Oligarchen, der tief in ein Ausbeutungssystem verstrickt ist, in einem Luxusressort Ferien verbringen. Preising wird dabei nicht nur Zeuge eines vom globalisierten Kapitalismus getriebenen, brutalen Verdrängungswettbewerbs. Er wird auch Teil und Beobachter eines moralischen Verfalls, der als Liberalität und Weltoffenheit getarnt ist. Denn er wird Zeuge und später, über einige Verwicklungen und Volten, auch Teil einer englischen Hochzeitsgesellschaft. Deren Mitglieder, eigentlich ja Sinnbilder für zurückhaltende, von Selbstdisziplin geprägte Gentlemen, sind durch das Investmentbanking in der Londoner City korrumpiert und frönen einem im Grunde obszönen Luxus, der eine – vollständig säkularisierte – Trauung im Ressort 1001 Nacht durchführt. Zeichnet sich hier schon eine vom Reichtum getriebene Dekadenz ab, so wird durch die Mitglieder der Hochzeitsgesellschaft zunächst wenigstens noch der Schein der Kultiviertheit aufrecht erhalten. Preising durchschaut das durchaus, aber als Liberaler sieht er ein solches Verhalten als Konsequenz individueller Freiheit an. Es ist eine Frage des Geschmacks – und warum sollte man sich hier einmischen? Liberalismus wird hier zu einer Gleich-Gültigkeit, die im Grund wie

der Tunesienurlauber Preising alles nur noch wahrnehmen kann, dem aber das Koordinatensystem fehlt, dem drohenden Verlust an Kultiviertheit entgegenzutreten. Als nun genau ein solcher Verlust dadurch eintritt, dass über Nacht der Zusammenbruch der britischen Banken erfolgt, wird das destruktiv-dekadente Verhalten einer Schicht, die sich als die Elite der Gesellschaft ansieht, zum erbarmungslosen Offenbarungseid. Es zeigt das Verhalten einer Gruppe, die jeden Gesellschaftsbezug, die aber eben auch jeden moralischen Kompass verloren hat. So kommt es, dass sich, mehr aus Versehen denn als Absicht, die Feierlichkeiten schließlich in einem Großbrand der Hotelanlage münden – 1001 Nacht ist geplatzt. Nur durch die Tochter seines Tunesischen Geschäftspartners, die neben aller Verwicklung in das globalisierte Business dennoch so etwas wie Verantwortung für die spürt, die ihr nahestehen, entkommt Preising dem drohenden Fiasko, während die anderen in der Hitze der Wüste zurückbleiben.

Wir erfahren nicht, warum Preising durch seinen Prokuristen in die Klinik eingeliefert worden war. Dennoch legt Lüscher Spuren, die uns die Gründe vermuten lassen können. Preising erzählt die Begebenheit als ein Lehrstück, das seinem Mitpatienten etwas deutlich machen soll. Nur was? Auf das beharrliche Nachfragen, worin denn nun die Botschaft dieser Begebenheiten bestehe, antwortet Preising jedoch nur ebenso beharrlich: „Das ist die falsche Frage!“ Für die Leserinnen und Leser wird jedoch im Verlauf der Lektüre immer deutlicher: In diesem Feuerwerk von Fragen und Situationen, das Preising erlebt, können wir uns als Mitteleuropäer und Mitteleuropäerinnen an verschiedenen Punkten wiederentdecken. Die Urlauber, der Luxus auf Kosten anderer, eine Fixierung auf den Preis – und, ja auch, die Sympathie für einen Liberalismus, dessen Freisinn sich in teilnahmsloser Gleichgültigkeit erschöpft. In genau diese Richtung soll auch der Titel von Lüschers Novelle weisen: Frühling der Barbaren. Barbarei hat dabei nichts mit Primitivität zu tun, es ist, wie ein vorangestelltes Zitat festhält, der Verlust von Kultur. Dem Dämmern und Erkalten der Kultur folgt der Frühling der Orientierungslosigkeit. Man ahnt noch, dass es hier etwas gegeben hat, man spürt, dass Dinge, die man tut, nicht richtig sind oder eigentlich dem eigenen Koordinatensystem widersprechen. Und dennoch fehlt es an der Kraft, etwas zu ändern, vielleicht auch an dem Mut, sich auf die verwirrenden und komplizierten Zusammenhänge einzulassen. Wie hängt die Erfolgsgeschichte eines jungen Ingenieurs mit Migrationshintergrund in einem KMU mit der Situation in einem nordafrikanischen Land zusammen? Wie stützt unsere Bedürfnis nach Luxus, aber auch das Bedürfnis nach dem unverstellten Blick auf fremde Kulturen Oligarchen? Und welche Werte bleiben, wenn das Geld ausgeht? Julia, die Investmentbankerin, die als Moderatorin für die Luxushochzeit verantwortlich ist und nur von ihrem Porsche träumt, entdeckt plötzlich den Wert der Familie

und der Liebe in der Situation des Untergangs. Mitten in dem Zusammenbruch ein Keim der Hoffnung, wenn sie denn nicht in ein neues Biedermeier führt, den Rückzug in die eigene heile Welt.

Diese Fragen zu stellen, weist den Weg, es sind eben gerade nicht die falschen Fragen, wie Preising meint, es sind die, die wir stellen müssen. Und um sie zu beantworten, brauchen wir die Rückbesinnung auf eine gemeinsame Kultur, auf das, was uns als Koordinatensystem Orientierung gibt. Und mehr noch: Wir brauchen Vorbilder, an denen wir uns ausrichten können und deren Tun auch uns zum Handeln motiviert.

Die Kultur des Christentums, gerade des liberalen Christentums stand und steht für ein solches Koordinatensystem. Für ein klares Wissen darum, was man von anderen Menschen verlangen kann und was nicht. Dafür, dass unsere eigene Biographie im Guten wie im Schlechten, sich nicht nur uns selbst verdankt. Wir stehen immer auf den Schultern anderer, denen wir Solidarität schulden und deren Perspektive wir mit bedenken sollten. Diese Haltung ist es, was ein liberales Christentum auszeichnet. Es geht nicht darum, Dogmen und Macht zu tradieren, sondern sich dem Nächsten zuzuwenden und zu sehen, was für ihn notwendig ist – im ganz wörtlichen Sinne Not-wendend. Die Freiheit des Glaubens ist gerade kein Freibrief für Egoismus, sondern eine Freiheit, die sich, unabhängig von konfessionellen Vorgaben und organisatorischen Zwängen zu einer Haltung fügt, die Respekt und Sensibilität für die aufbringt, die um uns herum sind.

Was soll ich für dich tun? Diese Frage Jesu ist für mich der Schlüsselsatz in der Erzählung des Markus von der Heilung des blinden Bartimäus. Jesus gibt keine Anweisungen, er erhebt auch keine Anklage. Er möchte von Bartimäus schlicht wissen, was er braucht und stellt sich in seinen Dienst. Das ist es, was dann wiederum Bartimäus dazu motiviert, Jesus nachzufolgen. Aus der scheinbaren Heilungsgeschichte – von der Heilung aber ist dann gar nicht mehr die Rede – wird eine Geschichte der Nachfolge, die auch die Leser als Nachfolgerinnen und Nachfolger gewinnen möchte.

Wie Markus diese Geschichte erzählt, wirft die Frage auf, woran Bartimäus eigentlich leidet. Ist er wirklich blind in dem Sinn, dass ihm das Augenlicht fehlt? Oder ist er blind im Sinne Preisings, dass er nicht sieht, was das richtige Verhalten wäre? Dass Markus die Heilung verschweigt und stattdessen davon spricht, dass Bartimäus Glaube ihm hilft und ihn aus der Blindheit und dem Dasein als Bettler führt, legt eher die zweite Deutung nahe. Sich Jesus zuzuwenden bedeutet für Bartimäus, neue Orientierung zu gewinnen, das eigene Leben auf den Kopf zu stellen. Oder, mit Blick auf den „Frühling der Barbaren“: Den Weg aus der Anstalt zu finden, in der der eigene Blick selbst beim Spaziergang nur an den Mauern des Hofes entlang streifen kann. Amen.